

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 34

Artikel: Der Schweizerkönig [Fortsetzung]
Autor: Lavater-Sloman, Mary
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARY LAVATER-SLOMAN

Der Schweizerkönig

ROMAN NACH HISTORISCHEN MOTIVEN UND PRIVATBRIEFEN
DES BASLER BÜRGERMEISTERS JOHANN RUDOLF WETTSTEIN
AUS MÜNSTER UND OSNABRÜCK

Copyright by Verlag Rascher & Co. A.-G., Zürich

Neuintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hat der elsässische Weinhändler Wächter einen Streitfall mit einem Basler Fuhrhalter. In die strittige Sache mischt sich das Reichskammergericht zu Speyer, aus welcher Einmischung ersichtlich ist, wie schwach es noch um die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft vom deutschen Reich bestellt ist. Der Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein erkennt von Anfang an, daß es im Wächter'schen Fall nicht um bloß baslerische, sondern um eidgenössische Interessen geht, und er erzwingt mit zähem Eifer und trotz der für ihn schmerzlichen Zurückhaltung seitens der katholischen Orte, zu den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück zugelassen zu werden, wo er sich für die schweizerischen Interessen einzusetzen gedenkt. Im Dezember 1646 verabschiedet er sich von seiner Frau Anna-Maria und fährt zusammen mit seinem erst 15jährigen Sohn Fritz, seinem Neffen und Schreiber Ruedi Burckhardt und seinem Diener Giggishans rheinabwärts. Bei Wesel verlassen sie das Boot und lassen sich von einem seltsamen Fuhrmann auf einem Bauernkarren durch die öde Winterlandschaft ihrem Ziel, der Stadt Münster, entgegenfahren.

Dem Wagen voran reitet Johann Rudolf, neben ihm zottelt des jungen Burckhardt struppiges Rößlein; in einigen Schritten Abstand folgt ihnen Korporal Hans Horn.

Ruedi Burckhardt sieht auf den Nacken seines Pferdes nieder; er vermag den Anblick zwingtloser Verödung um ihn her nicht zu ertragen und zwingt das innere Auge, die Heimat zu suchen. So umschwebt ihm nun das Bild wohlbestellter Wintersäcker und reinlicher Dörfer unter roten Dächern, die fröhlich zwischen dem kahlen Geist der Obstbäume hervorleuchten. Er wähnt sich auf St. Margarethen; blau ist der Himmel und selig leuchtet die Wintersonne auf die bereiften Zinnen seiner Vaterstadt hernieder. Er schaut und kann sich nicht trennen bis die klare Kälte ihn vertreibt und er endlich auf fester, sauberer Straße nach Hause eilt. Die Vorübergehenden bieten ihm die Tageszeit und daheim, in dem warmen Halbdunkel der getäferten Stube, warten die Mutter und seine jungen Schwestern auf ihn; Küngold Brand ist auch anwesend, die mit seinen Schwestern das Klöppeln erlernt . . . ob Küngold die Spitzenmanschetten für ihn schon begonnen hat?

Ruedi Burckhardt lächelt vor sich hin; da vertreibt das erschreckte Schnauben seines Pferdes ihm die geliebten Bilder. Er schaut auf; fette Raben flattern krächzend davon, sein Roß tut einen Sprung, bricht durch die dünne Eisschicht ein, reißt den Fuß aus dem Morast und setzt, scheu geworden, zur Seite. Die Raben haben einen halbverwesten Pferdekadaver freigegeben. Mit Ekel in den Augen wendet Ruedi den Kopf ab und zwingt sein Pferd, vorwärts zu gehen.

Sein Onkel hat sich umgewandt und schaut zum Wagen zurück, ob sein Bub das eke Bild gesehen habe.

«Er schläft», sagt er zu Ruedi Burckhardt. «Gottlob, dieser Weg ist ein schlimmer Auftakt zu unserer Mission, mein armer Ruedi.»

«Du kannst wieder deinen Spruch anbringen, Onkel, diese Reise ist keine Lustfahrt.»

Sie lachten beide traurig auf.

«Der Wirt in Wesel meinte, Münster sei überfüllt. Wenn die Postverbindung nicht in so schlechtem Ruf stünde, hätte ich dich oder Hans Horn von Köln aus vorangeschickt, Quartier zu machen, aber ein ärmlicher Zug wie der unsere ist sicherer als der Reisende in der Post.»

«Ob der Turm dort in der Ferne schon Münster anzeigt?»

«Es muß wohl Münster sein, da keine zweite Stadt in der Nähe ist.»

Johann Rudolf drehte sich um und rief Hans Horn zu sich. «Reite jetzt voran, Hans, bei der nächsten Wegbiegung werden wir die Stadt nahe vor uns haben; am Tor hältst du neben mir, bis ich unsere Pässe vorgewiesen, dann reitest du voran bis zur ersten besten Herberge. Sage Giggishans, er solle Fritz wecken und ihm das Strohhäuschen aus den Kleidern putzen.»

Eine knappe halbe Stunde danach hielt der Zug vor dem Tor; ein Hellebardier nahm die Pässe der Schweizer entgegen, hing seinen Schnauzbart zwischen die Papiere und schluckte und pustete vor Verwunderung . . . das war die eidgenössische Gesandtschaft an den Friedenskongreß? Er lachte vor sich hin, schaute zwischen dem Bauernkarren und den stark mitgenommenen Reitern hin und her und winkte einem zweiten Torwächter. Sie stießen einander in den Ellenbogen und hatten ihr Gaudium an der kuriosen Delegation, bis Wettstein mit starker Stimme dazwischenfuhr:

«Habt ihr das Recht über die Reisenden Worte zu verlieren? Ich denke nicht! Ist der Paß in Ordnung, so laßt uns durch, andernfalls ruft euren Vorgesetzten.»

Die Wächter fuhren auseinander, eine Hand mit den Papieren schleuderte sich Ruedi Burckhardt entgegen wie aus dem Katapult geschossen. Als aber der, eiligst in den Hintergrund verschwundene Hellebardier Giggishans und den halbverschlafenen Fritz unter dem Plan der Karre entdeckte, die sich immer noch vom Strohhäuschen säubern versuchten, konnte seine spottlustige Landsknechtseele ein Auflachen nicht unterdrücken; er spreizte stampfend die Beine, stieß die Hellebarde auf die Erde und rief mit dröhnender Stimme: «Freie Passage für den Schweizerkönig!»

Ruedi Burckhardt wollte auffahren, aber Wettsteins Hand legte sich fest auf seinen Arm; nachlässig dankte er, als habe er nichts anderes als diesen Zuruf erwartet.

Hans Horn, obzwar auf hinkendem Klepper, setzte sich stolz an die Spitze des Zuges und machte seinem Herrn mit der Arroganz eines kaiserlichen Herolds den Weg frei. . . Wettstein und Ruedi Burckhardt tauschten einen schnellen, erheiterten Blick. Aber schon an der nächsten Straßenkreuzung fand Hans Horns selbstherrliches Gebahren ein Ende; eine Barriere waagerechter Hellebardier zwang die Schweizer anzuhalten.

Wettstein beugte sich über den Hals seines Pferdes nach vorn und schaute die Querstraße hinauf und hinunter.

Eine bunte Schlange drängte sich von rechts her durch die enge Gasse, undeutlich noch im Schatten der hohen Häuser, aber kaum sprengten die Vorreiter auf die helle Straßenkreuzung und wurden die bunten Uniformen und flatternden Banner von der Wintersonne getroffen, züngelten die Farben auf wie ein Feuer, in das der Wind fährt. Den Vorreitern folgten Kavaliere in rotsilbernen Rücken, von ihren breiten Hüten wallten weiche Federn, weiße Handschuhe hielten das feine Samzeug und die Füße der Reiter, in weichen, hellen Lederstiefeln, deren Schäfte nach der neuesten Mode auf die Füße niedersank, schlugen mit blitzenden Sporen leicht an die Flanken der tänzelnden Pferde . . . eine hochmütig prächtige Avantgarde für die vergoldete Karosse, die von sechs Pferden gezogen, majestätisch daherschwandte.

Eine Schar Fußvolk in den französischen Hasen Farben, die langen Piken zu einem stählernen Hag geschultert, umgab die Karosse.

Hinter den Fenstern waren die Brokargardinen zurückgeschlagen; die scharfen Augen eines älteren Herrn trafen

sekundenlang Johann Rudolfs Blick . . . war das Longueville?

Ueber den hinteren Rädern der Kutsche thronten befreite Lakaien mit gekreuzten Armen. Wettstein erfaßte mit einem Augenwinkel Giggishans und den Korporal, die offenen Mundes das Wunder dieses Aufzuges bestaunten, aus dem andern Augenwinkel sah er Ruedis unbewegliche, ja, gleichgültige Züge und er freute sich seines jungen Gehilfen.

In den Rädern der Karosse trabte eine Abteilung Kavallerie, der ein Zug bemalter und vergoldeter Kutschen folgte.

Kavallerie in Seide, Bändern und Spitzen umgaben die Wagen, verjagten die gaffende Menge oder tauschten Blicke und Grüße mit den Damen, die neugierig durch die Wagenfenster schauten. Den Beschluß machten zwei bis dreihundert Soldaten, die so zierlich und sauber daherkamen, als gäbe es weit und breit keine verschlammten Straßen.

Erst nachdem auch die Bagagewagen die Straßenkreuzung überquert hatten, durfte die Schweizerische Gesandtschaft ihren Weg fortsetzen. «Vater, was das der Kaiser?» schrie Fritz aus dem Wagen, «Vater, hast du gesehen?»

«Schweig still!», sagte der Bürgermeister streng, «vorwärts. Hans Horn.»

«Die Leute sagten, es wäre der Herzog von Longueville gewesen, der mit seinen Damen aus Osnabrück zurückkam», sagte Giggishans leise zu Fritz.

Der Bürgermeister von Basel zog von Herberge zu Herberge; nirgends war auch nur das kleinste Gelaß unbesetzt. Die Reisegesellschaft war still geworden. In den Köpfen der fünf Schweizer haftete das goldglitzernde Bild des französischen Aufzuges wie mit Nägeln in das Gehirn geschlagen.

Es war inzwischen, trotzdem die Turmuhr erst fünfmal geschlagen hatte, stockdunkel geworden. Die Stadt war nach allen Richtungen hin durchquert; nun hielt Wettstein schweigend vor dem redseligen Wirt der letzten Herberge, nahe am Osnabrücker Tor. «Wenn der Herr vorlieb nehmen will», schloß der Wirt seine lange Rede, «so könnte ich eine Kammer freimachen, aber sie ist kalt, und wir sind im Winter.»

«Führe uns immerhin hinauf, jedes Dach über dem Kopf ist fürs erste gut genug.»

Aber selbst Wettsteins guter Mut konnte dann das Dach, das der Wirt ihm bot, nicht gut genug finden. Ein großer, kahler Bretterverschlag auf dem Estrich, der wohl gelegentlich zum Aufbewahren von Vorräten diente, sollte das Quartier der Schweizerischen Gesandtschaft sein. Schmutz und Spinnweben waren trotz der spärlichen Beleuchtung überreichlich zu sehen. Der Bürgermeister beschloß dennoch zu bleiben.

Unter zusammengezogenen Brauen, ein herbes Lächeln um den Mund, schaute er zu, wie Horn und Giggishans das Gepäck über eine äußere Treppe hinaufschafften.

Fritz, der auf der Gasse geblieben war, streichelte dem magern Gauliebevoll die herausgetretenen Rippen. Ruedi Burckhardt versuchte, die Wirtsfrau zu veranlassen, mit einem Reisesen den größten Unrat aus dem neuen Quartier auszufegen und Wettstein war auf die offene Treppe herausgetreten; er hatte das Gefühl, ihm drücke eine Faust den Nacken nieder; fast scheu sah er zu seinem Sohne hinunter, den er in diese Lotterwirtschaft geschleppt.

Da streckt Johann Rudolf plötzlich den Kopf vor; was tut der Bub, was hat er vor? Der Bürgermeister stützt

breit die Arme auf das Treppengeländer, in seine Augen kehrt der alte Glanz zurück: Fritz hat aus den Tiefen seines Proviantesacks das eifrig gehütete Päckchen heimatlicher Leckerli hervorgeholt; er hält es dem stillen Fuhrmann hin, der wie immer mit trostlosem Blick in die Ferne sieht. «Für deine Kinder», hört er Fritz sagen. «Ich habe keine Kinder mehr», erwidert der Fuhrmann. «Dann nimm es für deine Frau.»

«Ich habe keine Frau mehr.»

«Dann . . . dann», stottert sein Bub verstört, «behalte es für dich selber.»

Da lächelt der junge weißhaarige Bauer, «Mein Nachbar hat noch seine Kinder, die sollen Eure Kuchen haben . . . Ihr kommt aus einem Land, wo man noch geben kann; wie glücklich müßt Ihr sein!»

Wettstein richtet sich auf, er fühlt keine Faust mehr auf dem Nacken, «wie glücklich müßt Ihr sein», klingt es in seinen Ohren nach und, als sei neues Leben in ihn eingezogen, steigt er zum Fuhrmann hinunter, um mit offener Hand für die Fahrt abzurechnen.

IV.

Fritz hatte sich schon während der Reise mehrmals als belebender Geist bewährt, denn mit der Unbefangenheit, die ganz gute oder sehr junge Menschen den Schattenseiten des Lebens gegenüber besitzen, tat er stets das, was im nächsten lag, um eine trübe Lage zu bessern. Widerwärtigkeiten, und seien sie noch so groß, rannte er, wie einstmal David den Riesen Goliath, ohne zu zögern an. Seinen hellen, jungen Augen schien Bosheit nur ein Irrtum, und sein Appell an das Gute im Menschen war so selbstverständlich, daß nur wenige die Roheit besaßen, das Vertrauen dieses halben Kindes zu enttäuschen.

Aber in dieser eisigen Ankunftsstunde war auch Fritz ohnmächtig, irgend etwas zu bessern. Wohl trieb er mit Giggishans' Hilfe ein offenes Kohlenbecken auf, in dem sie einige Holzkohlen in Glut brachten, aber kaum hatten die Reisenden nur die Hände ein wenig darüber gewärmt, als auch die Gase schon solche Kopfschmerzen verursachten, daß man das klapperige Fenster aufreißen und das Kohlenbecken hinausschaffen mußte.

«Kocht uns lieber etwas Warmes», sagt Johann Rudolf, «Ruedi und ich wickeln uns inzwischen in die Bettdecken, und du, Korporal, gehst in die Stadt und versuchst zu erfahren, wer von den Herren Gesandten anwesend ist und wo sie Quartier bezogen haben.»

Als die drei Getreuen die Außentreppe hinunterklaperten, setzten Wettstein und Ruedi Burckhardt die Kerze auf einen Koffer zwischen sich und berieten, was zunächst zu tun sei.

«Erlach hat mir dringend angeraten, mein erster Besuch solle Longueville gelten.»

«Ob wir ohne weiteres zum Herzog werden vordringen können? Nach dem, was wir soeben gesehen, scheint er von einer Mauer von Hofschranzen umgeben zu sein.»

«Mauern von Hofschranzen sind wie Mauern aus Spinnweben; für den, der sie fürchtet, undurchdringlich; für den Unbekümmerten . . . eben nur Spinnweben. Du sollst diese Mauer zuerst attackieren, mein Ruedi, und eine baldige Audienz festsetzen.»

Ruedi dachte bei sich, diese Fastnachtsbögen, die den Herzog umgeben, werden sich ein Vergnügen daraus

Ritt fühle ich meinen alten Feind, das Podagra, mir wieder auf den Leib rücken, und wenn es mich hat, sitze ich fest wie der Verbrecher im Stock.»

Sie begannen, das Nötigste auszüräumen; nach einer langen Weile rief der Bürgermeister erfreut: «Da kommen unsere Köche; mache die Türe auf, Ruedi, und leuchte den beiden, sonst gießen sie noch die kostbare Suppe die Treppe hinunter.»

Giggishans stapfte herein, beladen mit Schwarzbrot, Speck und geräucherter Fisch, Fritz setzte die Suppenschüssel auf den Koffer; gerade als sie zuliegen wollten, polterte es wieder auf der Treppe, und Korporal Hans kam mit einem kalten Windstoß herein-geweht.

«Setze dich dazu, Hans; Fritz spricht das Tischgebet.»

Dann tauchten sie ihre Löffel ein und nahmen hastig den ersten Schluck Wärme, aber alle fünf Löffel blieben in erhobenen Händen, und mit verzogenem Munde und eingesetzten Augen sahen einer den anderen an.

«Versalzen!» sagte Wettstein vernichtend zu Giggishans. «Hast du denn die ganze Faust voll Salz genommen? So macht man das.» Wettstein hielt zierlich zwei Fingerspitzen aneinander. «Du glaubst wohl, weil sonst nichts in der Suppe ist, du müßtest den Mangel mit Salz ersetzen.»

«Die Butter ist Schuld», sagte Fritz bekümmert, denn Giggishans brachte kein Wort heraus; er war ein gebrochener Mann. «Ich habe die Butter probiert, man kann sie vor Salz nicht essen; Giggishans hat es nicht gewusst und obendrein noch gesalzen.»

«Trag die Suppe fort, Giggishans! Machen wir uns an den zweiten Aufsatz.»

Ruedi zerschnitt das Schwarzbrot, Fritz zog die Haut von den geräucherter Fischen und zerlegte den gesalzenen Hering. In schweigendem Mißtrauen nahm jeder ein Stück und schob es mit einem Bissen Brot in den Mund; aber das klebrige, saure Brot und der Rauchgeschmack der Bücklinge waren stärker als ihr Hunger und ihr guter Wille. Wettstein lachte auf.

«Wenn das unsere Frauenleute daheim wüßten, du lieber Gott! . . .»

«Ich mache eine neue Suppe», sagte Giggishans und stand auf.

«Nichts da», wehrte Wettstein entsetzt ab, «noch eine Suppe von dir, und wir haben unseren letzten Tag gesehen, schenke das Bier ein, Korporal, und sage, was du inzwischen ausgerichtet hast.»

Und während Korporal Hans vom Schloß erzählte, das der Herzog bezogen, und Wettstein stillschweigend das saure Bier dazu trank, trug Giggishans die Speisen beiseite. Fritz reichte ihm den gesalzenen Hering und flüsterte: «Im Hühnerstall hat es gackert . . .»

Giggishans leuchtete auf, trug leise die Suppenschüssel hinaus und bis Korporal Hans bei der Beschreibung des kaiserlichen Gesandtschaftsquartiers angelangt war, das sich im Rathaus befand, kam Giggishans zurück. Er



Erhaltet die Hohle Gasse!

Die Schweiz ist reich an nationalen Wallfahrtsorten und Denkmälern, die alle mehr oder weniger eindrucklich an die Gründung und die große historische Vergangenheit unseres demokratischen Staates erinnern. In der Innerschweiz, im Herzen der Eidgenossenschaft, gibt es drei Orte, wie sie in ihrer Eigenart kaum ein anderes Volk aufzuweisen hat, drei Stätten, die, in Sage und Geschichte des Landes verankert, durch jahrhundertalte Tradition gefestigt, zu wahren Nationalheiligtümern geworden sind: die Telskapelle, das Rütli, die Hohle Gasse. — Das Rütli und die Telskapelle sind seit langem wirksam gegen Verschandlung gesichert, die Hohle Gasse aber ist in Gefahr, ihre Eigenart als nationaler Wallfahrtsort einzubüßen. Durch den immer regeren Automobilverkehr wird der enge Durchgang je länger je mehr seines Naturreizes beraubt. Die Hohle Gasse ist eine Straße voll Staub und Lärm und Benzinstank geworden. Darum soll sie dem Fahrverkehr geschlossen werden und nur für Fußgänger offen bleiben. Kurz hinter Künacht wird eine neue, dem modernen Verkehr genügende Fahrstraße als Umgehungsweg gebaut. Die Kosten für den Bau dieser Umgehungstraße sowie für die Restaurierung der alten Hohlen Gasse sind mit 280 000 Franken veranschlagt. Sie sollen durch eine Sammlung freiwilliger Beiträge in der ganzen Schweiz aufgebracht werden. An alle ergeht der Ruf, an dem Werke sich zu beteiligen, durch das eines der schönsten Denkmäler unserer geschichtlichen Vergangenheit vor dem Untergang bewahrt werden soll. Jedem Verein oder Einzelspender, der wenigstens Fr. 20.— einbezahlt, wird das obige Kunstblatt, die Hohle Gasse mit der Telskapelle, eine Lithographie von Eugen Zeller, gratis zugestellt.

machen, ihre Ueberlegenheit zu zeigen. Er schwieg jedoch, um keine Schwierigkeiten heraufzubeschwören, die heute Abend auf keinen Fall erledigt werden konnten. So erhob er sich und öffnete die Truhe, auf der er gesessen.

«Ich denke, wir müssen auspacken, Onkel, wir werden so leicht kein anderes Quartier erhalten.»

«Wir müssen etwas besseres finden; nach diesen zwei Wochen auf dem Wasser und dem heutigen kalten

stellte einen dampfenden Eisentopf schweigend vor den Bürgermeister auf den Koffer; vier Köpfe beugten sich über den Dampf.

«Eier», sagte Ruedi verblüfft, «sechs, acht, zehn Stück; Giggishans, wo hast du die gestohlen?»

«Getauscht habe ich sie gegen eine Flasche von unserm Wein.»

Am nächsten Tag war es warm wie im April; aber das Gelaß im Estrich blieb kalt und bei dem trüben Himmel dunkel bis weit über Mittag. Auch die Speisenfolge hatte sich seit gestern nicht gebessert; zum Glück brachte Ruedi Burckhardt guten Bericht vom Herzog von Longueville.

«Der Zeremonienmeister fragte mich um die Bedingungen, die du zum Empfang machst», sagte er in übertriebener Würde zu seinem Onkel, «er schlägt vor, daß der Herzog dir bis in das erste Vorzimmer des Audienzsaales entgegengheht. Sitzen würdest du auf einem Stuhl mit Armlehnen und niederer Rückenlehne, während der Herzog auf einem Sessel mit hoher Rückenlehne seinen Platz erhält. Man wird während der Audienz bedeckten Hauptes bleiben; gegen Schluß wird ein Kammerherr ...»

«Höre auf!» Wettstein hatte bei Ruedis gesetzten Worten leise zu lächeln begonnen, aber immer stärker schüttelte ihn die Fröhllichkeit. Schließlich wischte er sich die Augen und sagte mit schwacher Stimme: «Auf alle Fälle werden wir beide, der Herzog so gut wie ich, auf der Verlängerung unseres Rückens sitzen, und ob nun während der Audienz ein modischer Federhut oder ein altes Barret unsere letzten Haare bedeckt, die Hauptsache ist, daß darunter etwas Rechtes gedacht und ausgesprochen wird.»

Am Vormittag des 20. Dezember legte Wettstein mit großer Sorgfalt sein schwarzes Feiertagsgewand an. Hans knöpfte die lange Reihe der Kugelknöpfe vom Hals bis in die Taille zu; Fritz hauchte auf die zisierte silberne Schließe des Gürtels und polierte sie mit seinem Aermel, während Wettstein sich den Bart sorgfältig über die steife Halskrause herunterstrich, damit das Bändchen verdeckt würde, mit dem sie unter dem Kinn zusammengebunden war. Ruedi, nach der herrschenden Mode, jedoch ohne besonderen Glanz angetan, hielt den schweren Samtmantel mit den gepufften, breiten Ärmeln und ließ den Bürgermeister hineinfahren, strich die engen Falten, die von der Schulterpassage bis zu den Knien in strenger Linie niederfielen, glatt, reichte ihm den hohen spanischen Hut und trat ein paar Schritte zurück, um den Herren Gesandten zu betrachten.

«Die Spitzenmanschetten reißen dich heraus, Onkel. Aber an den Schuhen solltest du große Schleifen haben, deine Schnallen gehören nachgerade in ein Raritätenkabinett.»

«Schau du lieber, ob Korporal Hans sein Weibkleid angelegt hat; Giggishans ist schon seit drei Stunden eine saubere, schwarzweiße Elster. Fritz, du bleibst hier.»

«Vater, Ruedi hat gesagt, um den Zug zu vergrößern ...»

«Meine zwei Weib und mein Amanuensis kommen mit; mehr Leute brauche ich nicht; hüte du inzwischen unsere Habseligkeiten.»

«Ruedi, gib mir die Kreditivbriefe.» Johann Rudolf schob sie in eine breite Tasche unter das Wams. «Wollte Gott, ich brauchte sie nicht zu zeigen; so, jetzt, en route!»

Der Bürgermeister sah auf seinem Wege nicht viel davon, ob und inwieweit sein kleiner Aufzug beachtet wurde. Einerseits kümmerte ihn der Eindruck, den er hervorrief, sehr wenig, andererseits memorierte er die Rede, in der er dem Herzog von Longueville das Anliegen der Eidgenossenschaft vorbringen wollte. Erlach hatte viel Gutes vom Herzog berichtet, er sei ein traitabler Mann. Das sagten auch in der Heimat alle, die ihn als Fürsten von Neuchâtel leutselig und großmütig hatten wirken sehen. Doch sollte er daneben alle Launen eines großen Herrn besitzen... Gebe Gott, der Herzog nähme echten Anteil an seinen eidgenössischen Nachbarn, denn von seinem Benehmen hing ein großer Teil des Erfolges der schweizerischen Mission ab. Ohne Longuevilles Gunst würden die Kaiserlichen wenig Eifer zeigen.

Wettstein achtete es nicht, daß sie bis in den Schloßhof eingetreten waren; erst im äußersten Vorzimmer des Gesandten schüttelte er seine Gedanken ab.

«Du begleitest mich bis in das letzte Vorzimmer, Ruedi, da kannst du warten.»

Giggishans und der Korporal waren vor der Türe des ersten Vorzimmers geblieben.

Wettstein und sein junger Begleiter machten sich auf ein langes Antichambrieren gefaßt, denn der Raum war mit Wartenden angefüllt. Aber schon nach wenigen Minuten trat ein hoher Kammerherr ein, sah sich suchend um und schien Johann Rudolf sogleich als den schweizerischen Gesandten zu erkennen. Mit höflichen Phrasen geleitete er ihn durch drei weitere Gemächer, die mit so prächtigem Hausrat ausgestattet waren, daß Wettstein am liebsten den Kopf geschüttelt und gegen Ruedi die Schulter gezuckt hätte.

Am Portal des Audienzsaales verließ der Kammerherr die Schweizer Herren und trat durch eine Seitentüre ab; gleich darauf öffnete er die weiße Flügeltüre, vor der Johann Rudolf wartete und gab den Blick auf eine Ge-

stalt frei, die einem Kleineren als Wettstein den Atem genommen hätte.

Als Johann Rudolf sich von seiner Verneigung aufrichtete, streckten sich behandschuhte Hände vor ihm aus, Spitzen walten ihm entgegen, nahe vor seinen Augen schwankten duftende Locken, Federn nickten auf ihn herunter, es knisterte von Seide, und überschwengliche Worte geleiteten ihn über das Parkett eines enormen Audienzsaales. Nur im hintersten Teil des Raumes standen einige Möbel. Die vorgeschriebenen Sitze wurden von Lakaien herangerückt, dann gab der Herzog den Dienern einen Hinweis zu verschwinden, und nur ein junger, dunkel gekleideter Mann blieb in respektvoller Entfernung stehen.

«Jeremias Stenglin, mein Uebersetzer», sagte der Herzog, «wollen Sie sich bitte seiner bedienen?»

Johann Rudolf dankte für die Aufmerksamkeit, aber er beherrschte das Französische genügend. Darauf machte der Herzog ein kleines, rundes Mündchen und hob das Lorgnon an die Augen, um Wettstein näher in Augenschein zu nehmen. Johann Rudolf ließ sich nicht beirren und begann die Unterhaltung mit einer Gratulation über die Ernennung des Herzogs; er dankte ihm auch für die bisherige Unterstützung, worauf Longueville sich in wohlgezierter Rede über das Zustandekommen der Delegation äußerte. Dann ging man zu den besonderen Anliegen der Basler über, ihrem elässischen Guthaben, einer Frage, die allein die Franzosen anging; unmerklich aber leitete Wettstein dabei den Herzog auf die gemeineidgenössischen Anliegen hin. Er sprach vom Wächterschen Fall und von der wiederholten Vorladung der Basler nach Speyer, einem Eingriff in alte Schweizer Privilegien, dem endlich ein Riegel vorgestoßen werden müsse.

«Gewiß; äußerst ärgerlich!» Longueville schüttelte mißbilligend sein Lockenhaupt. «Wie darf denn das Reich immer noch von längst aufgehobenen Rechten Gebrauch machen. Soviel ich weiß, besteht die Exemption der Schweiz vom Reichskammergericht schon seit der Zeit des glorreichen Kaisers Karl V.»

«Schon Kaiser Maximilian gab uns nach dem Schwabenkrieg die Exemption; das sind nun etwa 147 Jahre her; niemand hat nie ein Kaiser versucht, an dem ungeschriebenen Recht unserer Freiheit zu rühren, aber förmlich ausgesprochen und beglaubigt wurde es nicht; deshalb beliebt das Reichskammergericht in Speyer, unser altes Vorrecht der Exemption zu übersehen, sobald es ihm nützlich erscheint; Basel und auch unsere Schwesterstadt Schaffhausen müssen immer von neuem unleidliche Zwiste ausfechten.»

«Es handelt sich aber doch nicht um die Privilegien dieser beiden Städte allein?»

«Nein! Ich spreche im Interesse der gesamten Eidgenossenschaft, auf die Zugehörigkeit zu dieser gründet sich unser Anspruch vor allem.»

«Tragen Sie die Kreditivbriefe bei sich?»

Wettstein zieht die Luft ein. «Gewiß, Eure Exzellenz.» Er nimmt den nicht ganz klaren Zürcherbrief hervor und zugleich, wie unter einer Intuition handelnd, sämtliche Briefe, die er zufällig bei sich trägt. Langsam durchblättert er die zahlreichen Bögen; der Herzog hebt entsetzt die Hände.

«Ein andermal, lieber Wettstein, ein andermal; jetzt sind die Vorzimmer voller Leute; geben Sie die Briefe gelegentlich in der Kanzlei ab. Wann denken Sie die kaiserliche Gesandtschaft zu besuchen?»

«Sobald ich von Eurer Exzellenz ein Empfehlungsschreiben erhalten habe.»

«Das bekommen Sie von d'Avaux; sein Palais liegt dort drüben.» Der Herzog erhob sich und trat an das Fenster. «Der arme d'Avaux hat sich mit einem Bürgerhaus begnügen müssen. Ach Gott, da fährt seine Karosse vor und die schöne Lucinde muß durch den Schnee zur Haustüre waten; ja, das sind hier Unterkünftel. Der Herzog riß den Hut vom Kopf und warf ihn auf seinen Zeremoniensessel, dann griff er zierlich unter die Perücke und ließ sich lachend auf einem Taburet nieder. «Setzen Sie sich, lieber Bürgermeister, gerade daher zu mir; bei euch Schweizern braucht man den Firlefanz von tausend Zeremonien nicht, mit dem wir uns hier umgeben. Aber ich sage Ihnen, Wettstein, die Welt will geblendet sein; nur bei euch verfängt der Glanz nicht.» Der Herzog lachte, stand auf und wanderte umher, auch Wettstein erhob sich, ging geschickt auf das Gespräch über Schweizer Art und Wesen ein und versuchte so, den Herzog wieder auf die Exemption zu bringen, aber Longueville stand die Laune nicht nach politischen Gesprächen. Er redete mit Liebe von seinem Fürstentum Neuchâtel, ja, mit Begeisterung von dem Volk, das es bewohnte. Dann kam er auf Paris zu sprechen und erzählte Geschichten über das königliche Kind Ludwig, die ihm mit jedem Kurier getreulich berichtet wurden und zitierte mit seiner brüchigen Stimme das letzte Spottgedicht auf Mazarin. Wettstein könne sich nicht vorstellen, wie geizig der Mann sei, aber dabei ein heller Kopf. Richelieu habe einen guten Griff in der Wahl seines Nachfolgers getan.

Der Herzog genoß es sichtlich, einmal ohne die mißtrauische Vorsicht plaudern zu dürfen, die ihn bei den Gesprächen mit anderen fremden Gesandten nie verließ.

Wettstein, der sehr wohl merkte, daß er, durch das Lorgnon des Herzogs gesehen, nicht viel mehr als einer seiner schlichten Weinbauern in Neuchâtel war, lächelte

im stillen und tat nichts, sich in ein anderes Licht zu setzen. Mochte der Witz großer Herren getrost mit seiner breiten Biederkeit spielen, er kannte sich. Hinter dem derben Gehäuse vibrierte ein Werk, das jeden Hauch von außen empfand, ihn einschätzte und verzeichnete.

So packte Wettstein unauffällig zu, sobald nur das Wort «Frieden» in der Unterhaltung gefallen war und erkundigte sich nebenher, wie der Herzog über den Einschluß der Schweiz in den Frieden denke. Aber schon diese Frage war zuviel für des Herzogs Laune. Seine leichtfertige Miene wurde mißmutig; gelangweilt drehte er die Ringe an seinen Fingern. Wettstein solle das mit d'Avaux besprechen, Mazarin sei nicht dawider, aber ...

«Aber das Reich würde bestimmt Schwierigkeiten machen», fuhr Johann Rudolf mit sanftem Druck in der Stimme fort.

Eben das hatte er sagen wollen, gab der Herzog zu, denn wann machte das Reich keine Schwierigkeiten? Aber es könne nicht unschwer zum Nachgeben gezwungen werden, sofern Wettstein den Kaiser von dem einigen Willen der Schweiz überzeugen könne. Ferdinand würde sich wohl hüten, sich eine starke Eidgenossenschaft zum Feinde zu machen, lieber wird er das Reich zum Nachgeben zwingen. Longueville stockte, er betrachtete seine polierten Nägel und sagte, scheinbar ganz in die Schönheit seiner Hände vertieft: «Die Eidgenossenschaft hat den Kaiser ja in der Hand, sobald das Defensional Wirklichkeit ist.»

Nicht nur den Kaiser, auch Mazarin, denkt Wettstein. Wer den Herrn Herzog so wohl informiert habe, fragt er Longueville.

«Der General von Erlach; doch konnte er mir nicht berichten, wieviel Mann aufgestellt werden sollen.» Für Sekunden blitzten Longuevilles matte Augen auf und entzündeten auch einen Funken in Johann Rudolfs Blick. Da wendet der Herzog sich augenblicklich ab und zieht die Klingelschnur.

Kammerherren und Lakaien treten ein, beziehen ihre Plätze bei der Tür und in der Nähe des Herzogs, um das Abschiedszeremoniell ins Rollen zu bringen.

Wettstein spricht gelassen weiter. «Zunächst denken wir 1200 Mann einzuberufen», er läßt sich von den Gesten der Kammerherren nicht beirren. «Wir hoffen aber bei den dreizehn Orten eine Reserve von 2400 Mann durchzusetzen.»

Longueville nagt an seiner Lippe, dabei gibt ihm das Zucken seiner welken Wangenmuskeln ein böses, hinterhältiges Aussehen. «So viel? Ist das nötig? Ein so großes Heer wird die Eidgenossenschaft einen Sack Geld kosten! Die Neutralität ist ihr ja garantiert.»

«Gewiß, Herr Herzog», Wettstein studiert Longuevilles Gesichtsausdruck aus halbgeöffneten Augen, «aber ohne Defensional keine wahre Neutralität und», setzt er lauter hinzu: «beides nicht ohne Souveränität, — die eben müssen wir durch den Einschluß in den Frieden erhalten.»

«Nun, ihr besitzt ja die beste Souveränität», meint der Herzog lauernd, «ist nicht die Einigkeit der Souverän, dem ihr euch alle beugt?»

Wettstein schluckt, rückt mit den Schultern und sagt so hart, daß es fast wie eine Drohung klingt: «So ist es, Eure Exzellenz.»

V.

Als Wettstein sich mit seiner Begleitmannschaft auf dem Heimweg befand, fragte Ruedi, ob sich über die Schweigsamkeit seines Onkels wunderte, daß die Audienz schlecht ausgefallen sei.

Wettstein schüttelte den Kopf, schlecht nicht, aber der Herzog lasse sich auf kein bindendes Wort ein. Was jedoch schlimmer sei, der protestantische Kreditivbrief reiche nicht aus, nur mit knapper Not sei er der Bloßstellung entgangen, das halbe Attest vorweisen zu müssen.

Der Herzog würde auf keinen Fall jetzt noch von seiner Mittlerrolle zurücktreten, meinte Ruedi beruhigend, doch Wettstein blieb skeptisch.

«Nur solange wird er zu uns stehen, als Frankreich an unserer Bundesgenossenschaft gelegen ist. Aber Ruedi, sind wir denn noch, was wir waren? Frißt nicht die Uneinigkeit wie verborgener Rost an unserm alten Glanz? Wehe, wenn die Nachbarn unsere schwache Stelle entdecken, sie könnten uns zerbrechen wie altes Eisen.»

«Ich denke oft», sagte Ruedi nach einer Weile des Schweigens, «wir sollten einen Mazarin haben, einen Mann, der uns zur Einigkeit zwingt. Sieh doch Frankreich; es wird, bis das königliche Kind zur Regierung kommt, den Absolutismus, dem Mazarin entgegensteuert, haben, ob es will oder nicht.»

Wettstein sah seinen Neffen in ärgerlicher Verblüffung an. «Was in Frankreich gut sein mag, ziemt sich bei weitem noch nicht für uns!» Er schüttelte den Kopf. Die Eidgenossen sollten sich einem einzigen Manne beugen? War der Sinn des Wortes «Eidgenosse» schon so weit vergessen, daß die Jugend meinte, den Genossen des freiwilligen Eides einen Herrn geben zu müssen? «Einen Vogt wünschtest du uns, Ruedi, der das Volk mit der Peitsche der Gewalt zusammenreibt und mit den Worten: seid einig, wehe euch, wenn ihr nicht einig seid!

(Fortsetzung folgt)